

1 Mazedonien – ein umstrittener Raum. Forschungszugänge

Als 2013 erstmals ein Roman des mazedonischen Schriftstellers Vlada Urošević in deutscher Übersetzung erscheint, veröffentlicht die Schriftstellerin und Journalistin Elke Schmitter im Feuilleton des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* ein Porträt des Autors. In ihrer einfühlsamen Würdigung des damals beinahe achtzigjährigen Urošević nimmt sie mehrmals Bezug auf die abseitige Lage seines Landes: ein »kosmopolitischer Surrealist hinter den sieben Bergen« sei er, der im »toten Winkel Europas [...] ein großes Werk erschaffen« habe (Schmitter 2013: 100), in einer »abgehängten, winzigen Volkswirtschaft am Rande der westlichen Welt« (Schmitter 2013: 101). Es ist eine mehrfache Peripherie, an der die Republik Mazedonien hier verortet wird: eine geographische, politische und wirtschaftliche. Zugleich erscheint das Land so abgelegen, dass es bereits Teil einer imaginären Geographie des Märchens wird, dort, »hinter den sieben Bergen«, wo sich auf »dem verbuckelten Kopfsteinpflaster [...] eiserne Kettenglieder mit Dornen [türmen], so lang und gebogen wie der von Gicht gekrümmte Finger eines Hünen«, und aus dem »Schornstein der engen Schmiede [...] Dampf in die graue Morgenluft von Skopje [steigt]; der Gehilfe hämmert die Halsbänder für die Hirtenhunde, die in den Bergen Mazedoniens die Schafe vor den Wölfen verteidigen« (Schmitter 2013: 100). Der Charakter des Imaginären, den das Land hier annimmt, mag allerdings auch der städtebaulichen Politik der damaligen mazedonischen Regierung unter Nikola Gruevski geschuldet sein:

»Die national gesinnte Regierung – deren Minister sich gern von der Konrad-Adenauer-Stiftung schulen lassen – siedelt die Hauptstadt dieses balkanischen Landes gleich im Reich des Imaginären an: Große bärtige Kerle auf glattpolierten Schlachtrössern zielen mit Pistolen auf unsichtbare Feinde, riesige Löwen reißen bedrohlich das Maul auf, und im Zorn erstarrte Recken in Prinz-Eisenherzmänteln halten die Faust in die abgasbelastete Luft. Einer Horde entfesselter Jungriesen gleich, bestückt die Regierung die Halbmillionenstadt Skopje mit Denkmälern wie aus dem Playmobilkatalog, um eine Vergangenheit zu erfinden, die so ehrenvoll wie ruhmreich ist, und mit Regierungsgebäuden, deren groteske Übergröße von imperialen Träumen erzählt.« (Schmitter 2013: 101)

Nun ist spätestens seit Benedict Andersons Studie über die ›Erfindung der Nation‹ als *imagined community* der konstruierte Charakter jedwedes *nation-building* ins allgemeine Bewusstsein gerückt (vgl. Anderson 1988). Und als – wenn auch im europäischen Kontext verspäteter – Akt des *nation-building* oder auch *nation branding* kann das Projekt »Skopje 2014« der Regierung Gruevski, auf das hier angespielt wird, durchaus betrachtet werden (vgl. dazu etwa Dimova 2013, Graan 2013, Boškovska 2016 und Džihić 2017: 15). Die Kritik an Art und Durchführung dieses »nationalen Disneyland[s]«, an dieser »Hauptstadt des Kitschs« (Knüppel 2017), die auch von zahlreichen Mazedoniern¹ geteilt wird (vgl. Boškovska 2016: 189–190), ist zweifelsohne berechtigt. So vertieft der »neue[] Ethno-Nationalismus« (Džihić 2017: 15), dessen Ausdruck das Projekt ist, die Gräben zwischen den unterschiedlichen Ethnien im Land und entzweit auch die slawischsprachigen Mazedonier in Befürworter und Gegner. Finanzierung und Durchführung sind ausgesprochen transparent (Boškovska 2016: 186). Und nicht zuletzt ist der Stil der ausgeführten Baumaßnahmen »im Verhältnis zur Region identitäts- und traditionslos«. Sie negieren in einem »respektlosen Umgang mit dem *genius loci*« das gewachsene Palimpsest der Stadt:² »Durch diese ahistorische Geste stellt sich der Archaismus als ein Pseudo-Historismus bloß, der in Wahrheit die Tradition und Historizität missachtet.« (Zimmermann 2016: 140)

Allerdings scheint in der deutschsprachigen Berichterstattung zum Teil, etwa wenn »Skopje 2014« als »grotesker Operettenstadel« (Stier 2018) (dis-)qualifiziert wird, ein Gestus der kulturellen Überlegenheit durch, den es bereits um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in Texten über die Region Mazedonien gab. Von kolonialistischen Ambitionen, wie sie damals in Bezug auf diese Region verbreitet waren, ist man heute sicherlich weit entfernt. Doch die Haltung, die in den jeweiligen Texten durchscheint, ist möglicherweise nicht immer so anders. Wohl zu Recht beklagt die aus der heutigen Republik Mazedonien stammende Schweizer Historikerin Nada Boškovska den »überhebliche[n] Spott der Welt [...], die sich über das kleine, arme Land lustig macht, das seine Ressourcen auf unsinnige Art verschleudert. Es ist für Außenstehende ein Leichtes, von Disneyland zu sprechen, vernichtende Urteile zu fällen und womöglich die Dinge zu verkehren.« (Boškovska 2016: 190)³ Ihrer Meinung nach hätte sich das Land nach seiner Unabhängigkeit

¹ Mit Nennung der männlichen Funktionsbezeichnung ist in diesem Buch, sofern nicht anders gekennzeichnet, immer auch die weibliche Form mitgemeint.

² Zur »Stadt als Palimpsest« vgl. Assmann 2009.

³ Boškovska weist etwa darauf hin, dass die Umgestaltung Skopjes und die damit einhergehende Zerstörung eines u.a. in der Zeit des Sozialismus gewachsenen Stadtbildes zumindest teilweise auch als Reaktion auf Forderungen des Europaparlaments gesehen werden kann, sich des sozialistischen Erbes der Republik Mazedonien zu entledigen (vgl. Boškovska 2016: 188) – auch Schmitter erwähnt in ihrem einführend zitierten Text die Beratung der VMRO-Regierung durch die CDU-nahe Konrad-Adenauer-Stiftung. In eine ähnliche Richtung zielt Stefan Troebst

im Jahr 1991 völlig anders entwickelt, wäre es von Anfang an »ohne weiteres in die Staatengemeinschaft aufgenommen und sein Existenzrecht nicht in Frage gestellt worden« (Boškovska 2016: 190).⁴ Damit bezieht sie sich insbesondere auf den sogenannten ›Namensstreit‹ mit Griechenland, der seit der mazedonischen Unabhängigkeit den Weg des jungen Staates in NATO und EU blockiert und bereits zahlreiche Einschränkungen seiner Selbstbestimmung mit sich gebracht hat (vgl. zusammenfassend etwa Sundhaussen 2012: 473–476, auch Boškovska 2016: 176). Im Kern des Problems liegt die Tatsache, dass Griechenlands nördlichste Provinz denselben Namen trägt und es der Republik Mazedonien (in transnationalen Organisationen wie den Vereinten Nationen aufgrund des Streites mit Griechenland immer noch offiziell »Ehemalige jugoslawische Republik Mazedonien«) – teilweise durchaus von dieser geschürte – ›großmazedonische‹ Ambitionen unterstellt (vgl. Voß 2003), und dass Griechenland meint, den alleinigen historischen Anspruch auf das ›Erbe Alexanders des Großen‹ zu haben.⁵ Doch auch mit anderen Nachbar-

in seiner Rezension des Bandes *Macedonia and the Macedonians* von 2008, in dem der kanadische, aus dem nach den Balkankriegen zu Beginn des 20. Jahrhunderts an Griechenland gefallenen ›Ägäis-Mazedonien‹ stammende Osteuropahistoriker Andrew W. Rossos eine von der Antike bis in die Gegenwart reichende ›Nationalgeschichte der Mazedonier vorgelegt hat. Troebst bescheinigt dieser ›großen Erzählung‹ zahlreiche Inkongruenzen sowie eine ›Fixierung‹ auf die Vorstellung einer ›makedonischen Nation‹, mit der bereits die mazedonische Unabhängigkeitsbewegung um 1900 operiert habe, unter gleichzeitigem Ausschluss der ›Möglichkeit nationaler Indifferenz, ethnonational uneindeutiger Begriffe (wie z.B. ›Hiesige‹, ›Unsrige‹ u.a.), gar temporären Zuordnungen zu anderen Identifikationsmustern (›Bulgare‹, ›Rechtgläubiger‹, ›Slaw‹, ›Christ‹ oder ›Makedonier‹ in einem regionalen, d.h. Nicht-Slaven miteinschließendem Sinne)‹ (Troebst 2008: 2). Die ›historische Meistererzählung vom ethnonational definierten ›makedonischen Volk‹ sei jedoch, so Troebst, wenn auch für die geschichtswissenschaftliche Forschung aufgrund ihrer ›streckenweisen Nicht-Historizität‹ von beschränktem Nutzen, für die Republik Mazedonien von unbestreitbarem geschichtspolitischen Wert. Und dies auch vor dem Hintergrund der EU-Integration des Landes: »Denn auch und gerade aus der EU-Perspektive ist die ›Vollwertigkeit‹ der in Warteschleife befindlichen Beitrittskandidaten ein zwar nicht formales, aber doch wichtiges Kriterium. Und dazu gehört im Europa der Vaterländer auch weiterhin eine plausible Herleitung der eigenen Nation und ihres Nationalstaats.« (Troebst 2008: 4) Die ›Antikisierung‹ mazedonischer ›Nationalgeschichte‹ und der damit einhergehende neue ›Ethno-Nationalismus‹, die in dem Projekt »Skopje 2014« zum Ausdruck kommen, könnten also gleich in zweifacher Hinsicht als Antwort auf eine bestimmte Erwartungshaltung der Europäischen Union ausgelegt werden – auch wenn sie das Land, das seit 2005 Beitrittskandidat ist, im Ergebnis eher weiter von der Beitrittsperspektive entfernt haben.

4 In einem Artikel der *Süddeutschen Zeitung* vom 12./13. Mai 2018 führt auch die Skopjer Philosophie-Professorin Katerina Kolozova »Skopje 2014« und die sogenannte »Antikisierung«, die sie »komplett idiotisch« findet, auf die Frustration durch die Blockade der EU-Perspektive durch Griechenland zurück: »Das ist die Kompensation für Demütigungen«, sagt sie, »so zeigt man der Außenwelt den Mittelfinger.« (Münch 2018: 14)

5 Einen gut lesbaren Beitrag über den griechisch-mazedonischen Streit und die allgemeine Situation in der Republik Mazedonien zum Ende des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts bieten

staaten befindet sich die Republik Mazedonien im Konflikt, etwa mit Bulgarien, das beklagt, sie wolle ihm seine Geschichte stehlen, und sie zugleich kulturell und sprachlich kurzerhand als bulgarisch betrachtet (vgl. Boškovska 2016: 172, 174-175).⁶ Dass Nationen bzw. Ethnien im modernen Sinne aus wissenschaftlicher Sicht nicht mit antiken oder mittelalterlichen Reichen und ihren Bevölkerungen gleichgesetzt werden können, ficht dabei keine der beteiligten Parteien an (vgl. Boškovska 2016: 174-175).

Die Frage nach dem Existenzrecht »Mazedoniens« bzw. überhaupt seiner Existenz – was ist »Mazedonien« (bzw. »Makedonien« oder »Macedonien«) eigentlich, wo sind seine Grenzen, welchen Ethnien bzw. »Nationen« gehören seine Einwohner an etc. – ist ebenso wie der herablassende Blick und die Verortung an der Peripherie bereits seit dem 19. Jahrhundert auch im deutschsprachigen Diskurs virulent. So konstatiert der Publizist Richard von Mach im Jahr 1895 ein »Chaos« unterschiedlichster Verlautbarungen über die Region und ihre Bevölkerung, »in welchem Wahres von Falschem selbst dem schwer zu unterscheiden wird, der sich berufsmässig oder aus Neigung mit der Balkanhalbinsel beschäftigt hat« (Mach 1895: 24), und hält fest: »Macedonien ist mehr eine historische Erinnerung als ein geographischer Begriff.« (Mach 1895: 22) Will man sich heute über »Mazedonien« informieren, wirken nicht nur weiterhin die oft sehr subjektiv vertretenen unterschiedlichen Einschätzungen verwirrend (insbesondere, wenn man mittels Internetrecherche Aufschluss sucht), auch die im Deutschen parallel verwendeten Schreibweisen Mazedonien/Makedonien tragen nicht zur besseren Übersichtlichkeit bei.⁷ Selbst in Publikationen mit wissenschaftlichem Anspruch fällt auf, wie emotional – und für wissenschaftliche Diskurse erstaunlich subjektiv – auch der deutschsprachige Mazedoniendiskurs teils geführt wird, wenn sich manche Autoren explizit zum Fürsprecher der ihrer Darstellung nach von Griechen, Bulgaren, Albanern etc. in ihrem Existenz- und Selbstbestimmungsrecht bedrohten »Mazedoni-

Ihlau und Mayr 2009: 235-249. Zur jüngsten Volte im Disput – siehe die Vorbemerkung – bietet sich ein Blick in die aktuelle Presseberichterstattung an.

6 Zu den mazedonisch-griechischen, mazedonisch-bulgarischen und auch mazedonisch-albanischen »Identitätskonflikten« vgl. auch Riedel 2005: 105-158.

7 Mittlerweile hat es sich zumindest in den Medien eingebürgert, dass die Schreibweise »Mazedonien« (die auch das Auswärtige Amt verwendet) überwiegend für die seit 1991 unabhängige Republik Mazedonien, »Makedonien« hingegen für das antike Reich Alexanders des Großen und häufig auch die nordgriechische Provinz verwendet wird. Durchgängig ist das aber nicht so, und für die historische Region, die sich im 19. Jahrhundert unter dem latinisierten Namen »Macedonien« in den europäischen Besitzungen des Osmanischen Reichs herausbildete, sind ohnehin beide Varianten in Gebrauch. In der vorliegenden Arbeit wird die Bezeichnung »Mazedonien« sowohl für die historische Region als auch den seit 1991 bestehenden Staat (der hier als »Republik Mazedonien« firmiert) verwendet; in Zitaten allerdings kommen alle Varianten gleichermaßen vor.

er« bzw. »Makedonen«⁸ machen und in ihrer Verteidigung einer ›mazedonischen Identität‹ nicht nur jegliche wissenschaftliche Neutralität und Objektivität vermis sen lassen, sondern Ressentiments schüren (etwa Steppan 2004 und Oschlies 2004; zu Steppan vgl. auch die kritische Rezension des Berliner Slawisten Voß 2005), oder umgekehrt wie der österreichische Slawist Otto Kronsteiner noch 1995 eine eigenständige mazedonische Nationalidentität und –sprache kurzerhand als Erfindungen bzw. Fälschungen abtun (vgl. Kronsteiner 1995).⁹ Ansonsten ist der Mazedoniendiskurs weithin von geradezu reflexhaft wiederkehrenden klischeehaften Zuschreibungen wie »Pulverfass« – wahlweise »Pulverfass am Rande Europas« (etwa Kálnoky 2017) oder »Pulverfass des Balkans« (etwa Lendvai 2017)¹⁰ – geprägt. Ganz offensichtlich gilt weiterhin, was Hans Hartl bereits 1973 in seiner Untersuchung der »Nationalitätenprobleme im heutigen Südosteuropa« festgehalten hat:

»Das Stichwort Mazedonien weckt Assoziationen. Man denkt an den berühmten ›Zankapfel auf dem Balkan‹, von dem vor und nach der Jahrhundertwende die Gazetten schrieben, daß er zugleich auch das ›Pulverfaß Europas‹ sei, man denkt an Guerillakrieg, Komitadschibanden und verschwörerische Geheimbünde mit Pistole und Dolch. Diese Klischeevorstellungen haben das Mazedonien- und Balkanbild von Generationen europäischer Zeitungsleser geprägt; das mazedonische Problem selbst blieb – und bleibt auch heute wieder – für die meisten ein undurch-

8 Da der Begriff »Mazedonier« bzw. »Makedonier« unscharf ist – er kann alle Einwohner der historischen Region Mazedonien ebenso wie alle Staatsbürger der Republik Mazedonien oder auch lediglich diejenige Bevölkerung Mazedoniens, die sich zur südslawischen Sprache »Mazedonisch« und einer ebensolchen Nation bekennt, bezeichnen –, verwenden manche Autoren insbesondere in der Slawistik »Makedonen« für letztgenannte Gruppe. Im allgemeinen deutschsprachigen Diskurs üblicher ist aber der Begriff »Mazedonier«, er wird daher in all seiner Uneindeutigkeit auch in vorliegender Arbeit verwendet.

9 Andere, wie der Journalist Wolfgang Libal in seinem Buch mit dem programmatischen Titel *Mazedonien zwischen den Fronten. Junger Staat mit alten Konflikten* von 1993, äußern sich vage, nehmen aber mit ihrer offensichtlichen Unkenntnis kokettierend – »so will es mir scheinen« – doch eine bestimmte Position ein: »Sind aber die Mazedonier, wo immer sie auch leben, ein eigenes Volk im ethnischen Sinn, mit eigenen Bräuchen, eigener Volkspoesie, eigener Sprache, unverwechselbar unterschieden von ihrer sonstigen slawischen Umgebung, von Serben und Bulgaren? Über diese Frage sind schon ganze Bibliotheken geschrieben worden, und so wird man von mir, der ich weder Ethnologe noch Sprachwissenschaftler bin, wohl keine definitive Antwort erwarten. Wenn ich Revue passieren lasse, was ich alles über diesen Komplex gelesen habe, so will es mir scheinen, daß die Mehrzahl der Experten doch meint, die Mazedonier seien Teil der größeren bulgarischen Kulturgemeinschaft, und ihre Sprache sei ein westbulgarischer Dialekt.« (Libal 1993: 140)

10 Angesichts der Tatsache, dass der ›Balkan‹ seit dem Attentat von Sarajevo 1914 gemeinhin metaphorisch als »Pulverfass Europas« bezeichnet wird (vgl. Baleva und Previšić 2016: 19), gerät Mazedonien hier zu einer Art von ›doppeltem Pulverfass‹ oder ›Pulverfass im Pulverfass‹.

sichtiges Knäuel verwinkelten Tatbestände. Einige Schwierigkeiten bereitet schon die topographische Identifikation.« (Hartl 1973: 111)

Angesichts dieser Gemengelage erscheint es naheliegend, ›Mazedonien‹ als vielfach diskursiv geformten und überformten Raum zu betrachten, statt – wie seit dem Aufkommen der ›mazedonischen Frage‹ am Ende des 19. Jahrhunderts bis heute immer wieder geschehen – eine wie auch immer geartete essentialistische und eindeutige »Wahrheit über Mazedonien«¹¹ feststellen zu wollen. Hat sich doch in den Sozial- und Kulturwissenschaften spätestens seit dem sogenannten *spatial turn* (vgl. Bachmann-Medick 2006: 284–328)¹² gegen Ende des 20. Jahrhunderts ausgehend von postmodernen und postkolonialistischen Ansätzen insbesondere in der *New Cultural Geography* transdisziplinär die Einsicht durchgesetzt, dass auch ein geographischer Raum niemals nur eine ontologische Gegebenheit verkörpert, sondern ebenso von – wandelbaren und oft heterogenen – Projektionen, Imaginationen, symbolischen Zuschreibungen etc. geformt wird. In einer griffigen Formulierung des Berliner Geographie-Historikers Hans-Dietrich Schultz: »Räume sind nicht, Räume werden gemacht.« (Schultz 1997)

Der Humangeograph Edward Soja, einer der bekanntesten Vertreter des *spatial turn*, spricht von *real-and-imagined places* (Soja 1996, 2014), um die Mehrdeutigkeit von Räumen zu bezeichnen. In seiner am Beispiel von Los Angeles entwickelten Raumtheorie geht er davon aus, dass hergebrachte Raumkonzepte auf einer binären Logik von realem, empirisch belegbarem und vermessbarem Raum (*firstspace*) und mentalem, von diskursiv vermittelten Repräsentationen konstituiertem Raum (*secondspace*) basieren und damit wechselseitig jeweils relevante Aspekte des Raumes ausschließen. Dies greift Soja zu kurz. In seiner theoretischen Annäherung an die Verfasstheit von Räumen möchte er »ein anderes Denken über Raum« (Rau 2017: 78) etablieren, bipolare Konzepte wie »subject-object, body-mind, male-female, black-white, core-periphery, socialism-capitalism, city-countryside, perceived and conceived space« (Soja 2014: 119) bzw. »Historizität/Sozialität oder Realität/Repräsentation überwinden und eine epistemologische Offenheit herstellen« (Rau 2017: 78). Die Frage, die er zugleich zugrundelegt und die konstitutiv für die neueren Raumtheorien ist: »why is it we think of time (and its concrete and configured extension as history) as dynamic and developmental, involving process and change, while space (and its concrete configuration as human geography) tends to

¹¹ So der Titel einer Schrift Spiridon Gopčevićs aus dem Jahr 1890, die polemisch den Standpunkt vertritt, die Slawen Mazedoniens seien Serben, und ebenso eines Buches aus dem Jahr 1918, in dem ein D. Mischeff, »Mitglied der bulgarischen Akademie der Wissenschaften«, für die ›Wahrheit‹ bulgarischer Ansprüche auf Mazedonien eintritt; vgl. Gopčević 1890 und Mischeff 1918. Heute ein insbesondere in einschlägigen Internetforen gerne verwendeteter Topos.

¹² Zum *spatial turn* in den Literatur- und Kulturwissenschaften vgl. auch Winkler/Seifert/Detering 2012, Döring und Thielmann 2009, Hallet und Neumann 2009, Czáký und Leitgeb 2009.

be seen as naively given, fixed, inert – merely background, container, stage, environment.« (Soja 2014: 117)

In seiner Beschäftigung mit dem Raum bezieht sich Soja auf Foucaults Vorstellung der ›Heterotopien‹, die dieser 1966 in einem Radiobeitrag entwickelt hat. Foucault geht davon aus, dass es in jeder Gesellschaft »vollkommen andere[] Räume« (Foucault 2013: 11) gibt, »Utopien [...], die einen genau bestimmbaren, realen, auf der Karte zu findenden Ort besitzen und auch eine genau bestimmbare Zeit« (Foucault 2013: 9). Bei diesen von ihm so genannten »Heterotopien« handelt es sich um »Orte, die sich allen anderen widersetzen und sie in gewisser Weise sogar ausschließen, ersetzen, neutralisieren oder reinigen sollen. Es sind gleichsam Gegenräume.« (Foucault 2013: 10) Als Beispiele für solche »realen Orte jenseits aller Orte« nennt Foucault etwa »Gärten, Friedhöfe, Irrenanstalten, Bordelle, Gefängnisse, die Dörfer des Club Méditerranée« (Foucault 2013: 11), aber auch Kolonien (vgl. Foucault 2013: 20-21) und Schiffe (vgl. Foucault 2013: 21-22). Kennzeichen der Heterotopien sind neben ihrer Vielfalt und Wandelbarkeit (vgl. Foucault 2013: 11-14) und ihrer häufigen »Verbindung mit besonderen zeitlichen Brüchen« (Foucault 2013: 16) ein »System der Öffnung und Abschließung [...], welches sie von der Umgebung isoliert.« (Foucault 2013: 18)

Soja nimmt Foucaults Konzept als »a way of looking, with maximum breadth and scope, at any space one chooses« (Soja 2014: 119) in seine Überlegungen über den Raum auf und entwickelt in Auseinandersetzung mit den Ideen des französischen Soziologen Henri Lefebvre, die dieser 1974 unter dem Titel *La production de l'espace* erstmals publiziert hatte, seine Theorie des *thirdspace*. Lefebvre, der die »Dichotomie von natürlichem Raum und sozialem Raum [bestreitet], indem er prinzipiell jeden Raum als Produkt menschlichen Handelns versteht«, unterscheidet in einem dreiteiligen Raummodell »(1) den wahrgenommenen Raum, (2) den konzipierten Raum des Wissens und der Zeichen und (3) den gelebten Raum der Akteure« (Winkler/Seifert/Detering 2012: 255). Diesen »gelebten Raum«, in dem die ersten beiden Raumtypen miteinander verschmelzen, nimmt Soja zum Ausgangspunkt für seine

»Annahme eines kulturell immerfort konstruierten ›Drittraums‹ (*thirdspace*), der die Perspektiven aus Erst- und Zweitraum in sich vereinen und darüber hinausgehen soll. Ziel ist ein räumliches Denken, das offen bleibt für das Nebeneinander des ›Realen-und-Imaginären‹ [...] in den gelebten Räumen, die sich nicht über den Gegensatz von Raum in seiner materiellen Form und begrifflich gefasstem Raum definieren lassen. Der Drittraum ist – und hier wird das Konzept anschlussfähig für die Literaturwissenschaften – immer gleichzeitig real-and-imagined« (Winkler/Seifert/Detering 2012: 263).

Zugleich enthält der *thirdspace* nach Soja stets etwas, das sich der Analyse entzieht und in geheimnisvollem Dunkel verbleibt. Raum lässt sich in diesem Verständnis

niemals vollständig ergründen: »From a *Thirdspace* perspective, no space is completely knowable; there is always something that is hidden, beyond any analytical point of view, shrouded in impenetrable mystery, like Borges's Aleph or, for that matter, Los Angeles or any other ›real-and-imagined‹ city anywhere.« (Soja 2014: 119)¹³ Dies fordert eine immer neue Beschäftigung mit den Implikationen des Raumes heraus, einen »intellectual nomadism«, wie Soja es nennt, der nicht hartnäckig auf einmal erreichten Erkenntnissen beharrt, sondern sich seinem Untersuchungsgegenstand immer wieder neu annähert – unter der Prämisse, dass nur eine Annäherung möglich ist, dass nur Tendenzen und Eventualitäten festgehalten werden können, keine letztgültigen Ergebnisse (Soja 2014: 119). Soja lenkt so den Blick auf die »Verschiedenartigkeit der Räume, die je nach Betrachter und Zeitpunkt changieren«, und zeigt die »radikale Heterogenität des Raums« (Rau 2017: 78) auf – eine Herangehensweise, die sich auch in der analytischen literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit ›Mazedonien‹ als *real-and-imagined place* als fruchtbar erweisen kann. Eine besondere Rolle vermag dabei auch dem Konzept der Heterotopie zuzukommen, insbesondere in seiner Anschlussfähigkeit an Liminalitätsentwürfe, die aus der symbolischen Anthropologie kommend Eingang in die Kulturwissenschaften gefunden haben.

Foucault unterteilt die Heterotopien in »Krisenheterotopien« und »Abweichungsheterotopien«. Erstere sind »in sogenannten primitiven Gesellschaften privilegierte oder heilige oder verbotene Orte« und »Menschen vorbehalten, die sich in einer biologischen Krisensituation befinden«, etwa für »Jugendliche in der Pubertät« (Foucault 2013: 11-12). Aber auch die Hochzeitsreise konnte laut Foucault als »Heterotopie und zugleich auch als Heterochronie« dienen, damit die Defloration »gleichsam in einem Nirgendwo« geschah (Foucault 2013: 12). Abweichungsheterotopien hingegen sind »Orte, welche die Gesellschaft an ihren Rändern unterhält«, und »eher für Menschen gedacht, die sich im Hinblick auf den Durchschnitt oder die geforderte Norm abweichend verhalten« (Foucault 2013: 12). Beide Konzepte entsprechen damit Schwellenorten, die – insbesondere bei den Krisenheterotopien – mit Schwellenzuständen verbunden sind, wie sie der Anthropologe Victor Turner in Initiationsprozessen ausgemacht hat. Turner zufolge können Initiationsprozesse in drei zu durchlaufende Phasen unterteilt werden: eine Phase der Krise, die zum Bruch oder auch der allmählichen Loslösung von gültigen Strukturen führt, eine Übergangsphase, in der sich Verhaltensmuster, Konventionen und soziale Differenzen auslösen, und zuletzt eine Phase, in der sich die Initiierten wieder in eine neue Struktur integrieren. Die Übergangsphase, die sogenannte Liminalität, beschreibt Turner so:

¹³ Zu Sojas Konzept des *third space* und seiner Auseinandersetzung mit Lefebvre vgl. auch Soja 2005.

»Die Eigenschaften des Schwellenzustands (der ›Liminalität‹) oder von Schwellenpersonen (›Grenzgängern‹) sind notwendigerweise unbestimmt, da dieser Zustand und diese Personen durch das Netz der Klassifikationen, die normalerweise Zustände und Positionen im kulturellen Raum fixieren, hindurchschlüpfen. Schwellenwesen sind weder hier noch da; sie sind weder das eine noch das andere, sondern befinden sich zwischen den vom Gesetz, der Tradition, der Konvention und dem Zeremonial fixierten Positionen.« (Turner 2000: 95)

Dass »aus dem Übergang ein permanenter Zustand« wird, ist laut Turner durchaus möglich; er stellt dieses Verharren in der Liminalität zum Beispiel beim Mönchsorden der Franziskaner fest (Turner 2000: 106).

Schwellen spielen für Imaginationen ›Mazedoniens‹ in der deutschsprachigen Literatur eine maßgebliche Rolle. Das – wie schon im einführenden Zitat gezeigt – in der Regel an der Peripherie Europas verortete Gebiet wird oft als Schwellenraum gezeichnet, als Raum, in dem sonst gültige Gesetzmäßigkeiten aufgehoben und die Protagonisten früherer Bindungen und Gewissheiten verlustig gegangen sind. Diese (häufig als deutsch entworfenen) Figuren können in der Regel selbst als ›Schwellenpersonen‹ oder ›Grenzgänger‹ bezeichnet werden, die sich in einem mehr oder weniger verstetigten Schwellenzustand befinden. Bei ihrer Untersuchung soll neben Turners Schwellenbegriff auch auf denjenigen Walter Benjamins rekuriert werden, bei dem Schwellen unter anderem »als Zeichen für räumlich-topographische Zonen der Unentschiedenheit bzw. des Übergangs jeglicher Art« (Parr 2008: 17) und für »›Schwellenzustände des Bewusstseins‹ einschließlich solcher der Überschreitung« (Parr 2008: 19) durch Rauschzustände fungieren.

In den Literaturwissenschaften hat der *spatial turn* bisher vielfache Resonanz erfahren. Dabei besteht allerdings, wie Kathrin Winkler, Kim Seifert und Heinrich Detering 2012 in ihrem aus einem interdisziplinären Forschungsprojekt an der ETH Zürich hervorgegangenen »Versuch einer Positionsbestimmung« dargelegt haben, ein Nebeneinander von unterschiedlichen Zugängen und Bezeichnungen, die den »Eindruck einer besonders unübersichtlichen Forschungslage« (Winkler/Seifert/Detering 2012: 254) vermitteln. Gründe dafür könnten in der »Aktualität der Debatte, der Transdisziplinarität des Phänomens Raum oder am deutschen Unbehagen im Umgang mit diesem Begriff«, welches mit der »Vereinnahmung der Kategorie Raum im Zuge nationalsozialistischer Expansionsbestrebungen« zusammenhänge, zu finden sein (Winkler/Seifert/Detering 2012: 254). Hinzu komme die terminologische Unklarheit aufgrund der von Weigel (2002) geprägten Bezeichnung *topographical turn* für die aktuellen Raumforschungen in den Literatur- und Kulturwissenschaften, die zwar teilweise als »Unterströmung« des *spatial turn* oder auch seine »kulturwissenschaftliche Modifikation« definiert würden, laut Winkler/Seifert/Detering sich aber vom *spatial turn* Sojascher (bzw. Lefebvrescher) Prägung in ihrer Vernachlässigung der Perspektive des »Dritten Raumes« unterschei-

den (Winkler/Seifert/Detering 2012: 257-259). Sie zitieren Michael C. Frank, der in einem Aufsatz über die Literaturwissenschaften und den *spatial turn* konstatiert:

»Philosophie und Geographie debattieren normativ über eine angemessene Bestimmung des Raumbegriffs und nehmen vor diesem Hintergrund – gemeinsam mit der Soziologie – die Produktion des Raumes in den Blick, während sich die Literaturwissenschaften, ihrer fachlichen Kompetenz entsprechend, auf die deskriptive Analyse von Raumrepräsentationen beschränken.« (Frank 2009: 61-62)

Mit dieser »bemerkenswerten Arbeitsteilung«, so Winkler/Seifert/Detering, verbinde sich eine Absage an den im *spatial turn* ausgehend von Lefebvre formulierten Raumbegriff sowie eine nicht nachvollziehbare Beschränkung der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Raum, mit der eine Isolation innerhalb der internationalen Theoriebildung einhergehe:

»Implizit zeigt sich hier ein zweigeteiltes Raumdenken, das deutlich unterscheidet zwischen lebensweltlich ›vorgegebenen‹ Räumen und solchen, die ›durch topographische Kulturtechniken‹ erst hergestellt werden. Im Hinblick auf den geographischen Raum entspräche diese Differenz derjenigen zwischen einem realen Ort und seiner medialen Repräsentation. Die Literaturwissenschaften haben es unter dem Label des *topographical turn* allein mit dieser zweiten Gruppe zu tun. Diese Aufteilung aber folgt nicht jener von Lefebvre geforderten Abschaffung der Dichotomie der Raumbegriffe, die den Ausgangspunkt für die Raumdebatten im Zeichen des *spatial turn* markiert hatte.« (Winkler/Seifert/Detering 2012: 259)

Durch die Konzentration auf topographische Raumrepräsentationen, den *second space* im Sinne Sojas, schlössen die Literaturwissenschaften den *first space* aus ihren Untersuchungen aus und ignorierten damit den – im *spatial turn* als neu in die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Raum eingebrachten – Charakter des Raumes als *real-and-imagined*. Doch soll die Diskussion um die Bezeichnungen der »Wende hin zum Raum« hier nicht weiter ausgeführt werden. Für die vorliegende Arbeit ist ausschlaggebend, dass sie sich in der Annäherung an ihren Untersuchungsgegenstand ›Mazedonien‹ an Sojas Konzept des geographischen Raums als *real-and-imagined* und damit am Paradigma des *spatial turn* orientiert.

In Zusammenhang mit der Ausrufung des *spatial turn* in den Kulturwissenschaften und der damit verbundenen Aufforderung an die Literaturwissenschaften, sich »verstärkt mit den ›poietischen‹ Dimensionen von Erzählungen als Form der Raumerzeugung und des Raumwissens« (Neumann 2015: 97) zu beschäftigen, wurde häufig die bisherige Dominanz der ›Zeit‹ als Kategorie der Untersuchung von Narrationen über den ›Raum‹ beklagt. Dabei wurde vergessen, so Birgit Neumann in ihrem Beitrag über »Raum und Erzählung« zum *Handbuch Literatur und Raum*, dass die

»Theoretisierung der vielschichtigen Relation von Raum und Erzählung seit Beginn des 20. Jahrhunderts fester Bestandteil der Literaturwissenschaft ist. Michail Bachtin, Ernst Cassirer, Joseph Frank, Jurij Lotman und Michel de Certeau, um nur einige zu nennen, haben aus je unterschiedlichen theoretischen Perspektiven Formen, Strukturen und Funktionen der erzählerischen Raumkonstitution erforscht.« (Neumann 2015: 96)

Sie verweist des Weiteren auf erzähltheoretische Konzepte, in denen die Funktionen des erzählten Raums innerhalb der Narration analysiert werden, seine Rolle für Handlung und Figurencharakterisierung, als »Projektionsfläche für Stimmungen oder als Ausdrucksträger kultureller Vorstellungen« (Neumann 2015: 98), als Vorgabe von Handlungsspielräumen für einzelne Figuren.¹⁴ Derartige Fragen sind natürlich auch in einer Analyse des als *real-and-imagined* vorgestellten Raumes ›Mazedonien‹ in literarischen Texten zu stellen, so wie auch die nach der Perspektive des Erzählers – »auktorial vermittelt oder figural fokalisiert? –, die Auswirkungen auf die Verfasstheit des erzählten Raumes hat (vgl. Neumann 2015: 99).

Im Vordergrund der Analyse steht allerdings der ideologiekritische Impetus Sojas und der anderen Vertreter des *spatial turn*, die – mit ihrem an Foucault geschulten Diskursbegriff (vgl. Foucault 1996) – den »Raum als fundamentale Kategorie von Macht« (Bachmann-Medick 2006: 294) auffassen. Denn interpretiert man geographischen Raum als immer auch diskursiv produzierte Kategorie, bedingt das zugleich die Annahme, dass »Raum, Wissen und Macht verknüpft seien« (Rau 2017: 77). In den Worten Derek Gregorys, der mit *Imagined Geographies* ein weiteres Standardwerk des *spatial turn* vorgelegt hat: Es geht um »power, space, and representation and the discursive triangle they form« (Gregory 1994: 136-137). Diese ideologiekritischen Raumtheorien, die »Raum von Herrschaft und Macht durchzogen sehen und auf eurozentrismuskritische Umkartierungen von Zentrum und Peripherie hinarbeiten« (Bachmann-Medick 2006: 285), sind eng verwoben mit postkolonialen Ansätzen und deren Dekonstruktion der »konventionellen kolonialen Oppositionspaare von Herr und Sklave, ›weiß‹ und ›schwarz‹, Zentrum und Peripherie, Zivilisation und Barbarei« (Struve 2013: 105) sowie der durch diese binären Zuschreibungen ideologisch legitimierten Praktiken von Dominanz und Ausbeutung. Teilweise arbeiten Exponenten des Postkolonialismus selbst mit räumlichen Begriffen, so etwa Homi K. Bhabha mit seinem Entwurf eines *third space* im Sinne einer hybriden Zone kultureller Differenz (vgl. Bhabha 2000, Struve 2013: 121-128, Bachmann-Medick 2006: 203-206). Umgekehrt jedoch hat Edward Saids 1978 erstmal erschienenes Werk *Orientalism*, das von den Postkolonialen Studien als »Gründungsbuch« »adoptiert« wurde (Schäbler 2011: 289), großen Einfluss auf

14 Zu »Formen und Funktionen literarischer Raumdarstellung« vgl. auch Nünning 2009.

die Theorien des *spatial turn* ausgeübt und es darüber hinaus »in spektakulärer Weise geschafft [...], bis heute erfolgreich auf den intellektuellen Wellenkämmen der (Kultur)wissenschaften zu reiten und dabei über drei Jahrzehnte hinweg oben zu bleiben.« (Schäbler 2011: 281) Der palästinensisch-amerikanische Literaturwissenschaftler Said postuliert, der ›Orient‹ sei als solcher erst vom ›Westen‹ bzw. ›Europa‹ in Literatur und Wissenschaft als dessen Gegenbild entworfen worden, um ihn – der als unterlegen imaginiert wird – auf diese Weise zu beherrschen und imperialistische Aspirationen insbesondere der Kolonialmächte England und Frankreich ideologisch zu untermauern (bzw. überhaupt erst zu produzieren). Auch »Gegenden, Regionen, geographische Zonen wie ›Orient‹ und ›Okzident‹ seien als »geographische wie kulturelle – um nicht zu sagen historische – Konstrukte [...] bloßes Menschenwerk« (Said 2009: 13) und reflektierten im Falle des ›Orients‹ das »Hauptmerkmal der europäischen Kultur [...]: die Vorstellung einer allen anderen Völkern und Kulturen überlegenen europäischen Identität.« (Said 2009: 16).

»Damit wird der Orient zum einen als soziale Konstruktion mit genuin imaginärem Charakter analysiert, die hierarchische Strukturen produziert oder stützt. Eben weil der Orient dem Westen auf machtpolitischer Ebene unterlegen ist, eignet er sich als Projektionsfläche für westliche Imaginationen. Darüber hinaus ist der Orient auch ›das Andere‹ des Westens. Diese Alterisierung des Orients dient der Konstruktion westlicher Identitäten und produziert oder stützt damit ebenfalls hierarchische Strukturen.« (Schäbler 2011: 285)

Das Konzept der »imaginären Geographien als pure Triangulationen von Macht, Wissen und Geographie« (Gregory 1995: 381), wie es Said in *Orientalism* anhand zahlreicher Textbeispiele entwickelt hat, regte – trotz der nicht ausbleibenden Kritik¹⁵ – in zahlreichen Disziplinen die Dekonstruktion diskursiv produzierter und festgeschriebener hierarchischer Beziehungen und Herrschaftsmuster an. Für die Beschäftigung mit Mazedonien als »imaginierter Geographie« besonders relevant sind Fortführungen und Weiterentwicklungen des Saidschen Konzepts in Hinsicht auf den ›Balkan‹, die in den 1990er Jahren angesichts des Zerfalls Jugoslawiens, der ›Jugoslawienkriege‹ und des damit einhergehenden erneuten, allerdings stark von Stereotypen Zuschreibungen geprägten Interesses am ›Balkan‹ im ›Westen‹ entworfen wurden. 1995 operiert die Anthropologin Milica Bakić-Hayden noch mit Saids Terminologie, als sie den jugoslawischen Nachfolgestaaten *nesting orientalisms* – auf Deutsch etwa »ineinander verschachtelte Orientalismen« – attestiert:

¹⁵ Zur Kritik an Said vgl. die mit weiterführenden Literaturhinweisen versehene Übersicht von Birgit Schäbler, die selbst als Probleme von Saids Argumentation insbesondere »Ahistorizität, Essentialisierung, Totalisierung, Widersprüchlichkeiten in der Methodik, Intentionalismus und zu starke Eingrenzungen sowie zu starke Lücken des Phänomens Orientalismus ebenso wie ein zu moralischer, anklagender Impetus und Ton« (Schäbler 2011: 285) herausstellt.

»The gradation of ›Orients‹ that I call ›nesting orientalisms‹ is a pattern of reproduction of the original dichotomy upon which Orientalism is premised. In this pattern, Asia is more ›East‹ or ›other‹ than eastern Europe; within eastern Europe itself this gradation is reproduced with the Balkans perceived as most ›eastern‹; within the Balkans there are similarly constructed hierarchies.« (Bakić-Hayden 1995: 918)

Allerdings rekurriert sie in ihrem Text bereits auf die aus Bulgarien stammende amerikanische Historikerin Maria Todorova, die 1994 in einem »The Balkans: From Discovery to Invention« betitelten polemischen Aufsatz erstmals ihr ›Balkanismus-Konzept‹ vorgestellt hatte.¹⁶ ›Balkanismus‹ versteht sie nicht als »sub-species of orientalism« (Todorova 1994: 454), sondern als eigenständiges Konzept. Gründe dafür sind laut Todorova unter anderem die Abwesenheit eines kolonialen Erbes, die christliche Prägung des Balkanraums und seine geographische Zugehörigkeit zu Europa – wenn auch die diskursive, grundsätzlich pejorative Konstruktion des ›Balkans‹ als Gegenpart zur ›westlichen Zivilisation‹ dem orientalistischen Schema entspreche. Bakić-Hayden jedoch sieht den ›Balkanismus‹ durchaus als »orientalist variation on a Balkan theme« (Todorova 1994: 455), wie es Todorova in Anspielung auf einen früheren Aufsatztitel von Bakić-Hayden formuliert hatte. Trotz dieser frühen Kritik war es aber Todorovas ›Balkanismus-Konzept‹, das nach seiner weiteren Ausarbeitung und Veröffentlichung in Buchform 1997 unter dem Titel *Imagining the Balkans* (1999 auf Deutsch als *Die Erfindung des Balkans* erschienen) fortan die kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Balkanraum prägen sollte.¹⁷

Todorovas Kernthese lautet, der ›Balkanismus‹ sei, anders als der ›Orientalismus‹ Saids, den man als »Diskurs über eine unterstellte Opposition« zwischen ›Europa‹ und dem ›Orient‹ betrachten könne, ein »Diskurs über eine unterstellte Mehrdeutigkeit« (Todorova 1999: 36). Der ›Balkan‹ habe »schon immer das Bild einer Brücke oder Kreuzung evoziert« (Todorova 1999: 34), einer »Brücke zwischen Ost und West, zwischen Europa und Asien« (Todorova 1999: 34), und sei daher mit »Etikettierungen wie halbentwickelt, semikolonial, halbzivilisiert, halborientalisch« (Todorova 1999: 34) versehen worden. Sie konstatiert: »Diese Zwischenhaftigkeit des Balkans, sein Übergangscharakter, könnte ihn schlicht zu etwas unvollkommen Anderem gemacht haben; stattdessen wird er nicht als etwas Anderes, sondern als etwas unvollkommenes Eigenes konstruiert.« (Todorova 1999: 37)

16 Todorova wie auch Bakić-Hayden beziehen sich in ihren Ausführungen u.a. auf den Historiker Larry Wolff, der ausgehend von Saids Orientalismus ›Osteuropa‹ – verstanden als binären Gegensatz zum zivilisierten ›Westeuropa‹ – als ›westliche‹ »Erfindung« analysiert (vgl. Wolff 1994).

17 An dieser Stelle zu erwähnen ist auch die Literaturwissenschaftlerin Vesna Goldsworthy, die in ihrer Analyse von Balkanimaginationen in englischer Literatur einen »Imperialismus der Imagination« feststellt. Vgl. Goldsworthy 2003 und 1998.

Die Verortung des ›Balkans‹ auf der »dunklen inneren Seite« Europas (Todorova 1999: 267) habe besonders stark zu seiner pejorativen Stereotypisierung als »Europas bequemes Vorurteil« (so der Untertitel der deutschsprachigen Ausgabe) geführt. Gleich dem ›Orient‹ habe er »als ein Müllplatz für negative Charakteristika gedient, gegen den ein positives und selbstbewirräucherndes Image des ›europäischen Europäers‹ und des ›Westens‹ konstruiert worden ist« (Todorova 1999: 267): ein Phänomen, das bis heute anhalte. So sei es dem ›Balkan‹ möglich geworden, »bequemerweise eine Anzahl externalisierter politischer, ideologischer und kultureller Frustrationen zu absorbieren, die von Spannungen und Gegensätzen herrühren, die den Regionen und Gesellschaften außerhalb des Balkans inhärent sind«, dem ›Westen‹ aber zugleich »Anschuldigungen des Rassismus, Kolonialismus, Erozentrismus und christlicher Intoleranz gegenüber dem Islam« zu ersparen, da auf dem ›Balkan‹ ja schließlich weiße, christliche Europäer lebten. (Todorova 1999: 267)

Einen grundsätzlichen Unterschied zwischen ›orientalistischen‹ und ›balkanistischen‹ Darstellungen sieht Todorova ansonsten auch in ihrer Gender-Prägung: »Im Gegensatz zur typischen orientalistischen Abhandlung, die für ihr Studienobjekt auf weibliche Metaphern zurückgreift, ist die balkanistische Abhandlung durchweg männlich.« (Todorova 1999: 33) Wenn ein Reiz vom ›Balkan‹ ausgehe, dann sei es ein »ausgesprochen männlicher Reiz« ohne die »offenkundig sexuellen Untertöne des Orientalismus« (Todorova 1999: 32).

In der Geschichtswissenschaft rief Todorovas dekonstruktivistische Sicht auf den ›Balkan‹ besonders heftige Kritik durch den Berliner Südosteuropahistoriker Holm Sundhaussen hervor, der ihrer Verortung des ›Balkans‹ als konstruierter ›imaginärer Geographie‹ auf einer *mental map* des ›Westens‹ sein Konzept des ›Balkans‹ als empirisch belegbarer »Geschichtsregion« mit gemeinsamen Charakteristiken entgegenseztes.¹⁸ Aufgrund seiner Definition dieser »Geschichtsregion« etwa anhand der Annahme einer spezifisch ›balkanischen‹, von Mythen geprägten Mentalität (Sundhaussen 1999: 649-650) allerdings warf ihm Todorova vor, selbst – in einem nur scheinbar ›objektiven‹ wissenschaftlichen Diskurs – ›balkanistische‹ Zuschreibungen zu tradieren und zu affirmieren (Todorova 2003: 489-490). Woraufhin Sundhaussen etwas verschnupft konstatierte, die Feststellung von Differenz sei infolge der Postmoderne »zur Zeit politisch inkorrekt« und tabuisiert; wer gegen das »Tabu« verstoße, sehe sich »mit dem Totschlag-Argument von den ›Mauern in den Köpfen‹« konfrontiert (Sundhaussen 2003: 624).

¹⁸ Zum aus der Kognitionspsychologie stammenden Konzept der *mental maps* bzw. »kognitiven Landkarten«, das in den Kulturwissenschaften insbesondere für »textlich und bildlich festgehaltene Raumvorstellungen einer Gemeinschaft« steht, vgl. Schenck 2002, zu »Geschichtsräumen« vgl. Troebst 2010. Zum Sundhaussen-Todorova-Disput vgl. Sundhaussen 1999, Todorova 2003, Sundhaussen 2003 und Sundhaussen 2005.

Die Todorova-Sundhaussen-Debatte wird in ihren epistemologischen Konsequenzen unterschiedlich bewertet. Der Südosteuropa-Historiker Stefan Troebst etwa sieht eine Annäherung der beiden Positionen im Verlauf der Debatte durch ein Entgegenkommen Todorovas:

»Während Sundhaussen weiterhin von einer ›Geschichtsregion Balkan‹ sprach, bot Todorova die Kompromissformel des ›historischen Vermächtnisses‹ an. Damit meinte sie mit Blick auf den Balkan Prägungen wie diejenigen durch Byzanz und das Osmanische Reich, welche die europäischen Territorien dieser versunkenen Imperien bis heute prägten und sie zu einer ›historischen Region‹ machen – quod erat demonstrandum.« (Troebst 2010)

Die Theologin Irena Zeltner Pavlović hingegen betrachtet beide Positionen als unvereinbar, wenn sie konstatiert: »In dem Streit reden zwei Historiker aus unterschiedlichen erkenntnistheoretischen Positionen – einer aus positivistischer (Sundhausen [sic!]) und die Andere aus poststrukturalistischer (Todorova) – aneinander vorbei.« (Zeltner Pavlović 2018: 234) Deutlich konstruktiver und differenzierter ist die Auseinandersetzung des Schweizer Literaturwissenschaftlers Boris Previšić mit den Implikationen der Todorova-Sundhaussen-Debatte. Previšić, der sich in zwei Monographien mit deutschsprachigen Imaginatio-nen und Projektionen in Hinblick auf den (postjugoslawischen) Balkanraum beschäftigt hat (vgl. Previšić 2014 und 2017), fordert eine »Aufarbeitung der Todorova-Sundhaussen-Debatte, um einerseits das intrinsische Verhältnis zwischen der Macht des Diskurses und derjenigen der Faktizität, andererseits die Rolle der Literatur im Hinblick auf einen dritten imaginären Raum aufzuzeigen« (Previšić 2014: 18). Die in der Debatte durch Todorova vorgenommene »Umwer-tung eines essentialistischen Raumbildes in eine historisch bedingte und damit relative Diskursordnung« mache deutlich, »dass man sich, auch wenn man sich auf vermeintlich neutralem Boden topologischer Zuschreibung und Eingrenzung wähnt, bereits auf vermintem Gelände von Voreingenommenheit und Vorurteilen befindet«, zugleich sei der »Diskurs selbst [...] immer in eine historische Wirklich-keit eingebunden« (Previšić 2014: 60) Eine Lösungsmöglichkeit dieses Dilemmas erkennt Previšić in der wissenschaftlichen Analyse spatialer Narrationen des literarischen Diskurses:

»Umso mehr gilt die Aufmerksamkeit jener Diskursgattung, welche die unauf-lösbare Spannung zwischen Diskurs und ›Realia‹ nicht nur als Paradox formuliert, sondern gleichzeitig in ihrer genuinen Fähigkeit zu fiktionalisieren und zu narra-tivieren, neue Möglichkeitsräume schafft, welche die balkanisch-postjugoslawi-sche Landkarte neu topographiert.« (Previšić 2014: 69)

Dabei handle es sich um kein »anonymes und gesichtsloses Diskursnetz«, sondern aufgrund der »narrative[n] Verfasstheit der Literatur« seien sowohl »Handlungs-

als auch Erzählinstanz [...] in den meisten Fällen an individuelle Standpunkte gebunden«, wodurch der Diskurs im »literarischen Kontext [...] seine Individualität und seine Autorität« (Previšić 2014: 22-23) zurückgewinne:

»Zum einen positioniert sich – wie bereits bei Said – der einzelne Autor prominent im intertextuellen Geflecht einer bestimmten Diskursformation. Zum anderen erlaubt die diegetische Rahmung eine Relativierung und Perspektivierung der einzelnen Erzählstimmen. Selbst ein Ich-Erzähler wird in seinem literarischen Setting auf seine beschränkte allgemeine Aussageposition verwiesen.« (Previšić 2014: 23)

Vorliegende Arbeit knüpft in unterschiedlicher Hinsicht an diese Postulate Previšićs an. Mazedonien soll im Sinne eines *third space* – allerdings in der Sojaschen Definition als *real-and-imagined* – in den Blick genommen werden. Der einem weiten Literaturbegriff unterliegende intertextuelle Diskurs, der zu diesem Zweck analysiert wird, ist ebensowenig anonym wie bei Previšić; die einzelnen Autoren bzw. ihre Erzählstimmen bleiben in ihrer Individualität greifbar und zeigen die Heterogenität und Vielstimmigkeit des Diskurses auf. Allerdings wird durch den untersuchten Zeitraum von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als Mazedonien als geographischer, kultureller und politischer Raum innerhalb der europäischen Besitzungen des Osmanischen Reichs Konturen herausbildete, bis heute deutlich gemacht, wie stark (imaginative) Prägungen sich innerhalb des Diskurses stereotyp verfestigen und in mehr oder weniger abgewandelten oder umgedeuteten Ausprägungen tradiert werden.

Dass Todorovas ›Balkanismus‹ die Folie darstellt, vor der eine solche Untersuchung der Formung Mazedoniens als zugleich realer und imaginärer Raum stattfinden kann, versteht sich wohl von selbst. Dennoch ist eine deutliche Abgrenzung vonnöten. Zwar ist die Region Mazedonien zweifelsohne ein Teil des geographischen und auch des imaginären (oder imaginierten) Balkans. Es gilt aber, mit Previšić festzuhalten, dass »der Balkan sowohl in topographischer als auch kultureller Hinsicht keine Einheit« bildet (Previšić 2014: 18), was sich sicherlich auch über seine diskursive Produktion sagen lässt. So ist Mazedonien am längsten im Gebiet des Osmanischen Reichs verblieben, erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurde es infolge der Balkankriege zwischen seinen Anrainerstaaten Bulgarien, Serbien und Griechenland aufgeteilt. Dies hat – neben dem noch immer starken muslimischen Bevölkerungsanteil – zu seiner Wahrnehmung in ›orientalistischen‹ Paradigmen beigesteuert und teilweise dazu geführt, dass Mazedonien als das vollkommen ›andere‹, nicht ein ›unvollkommenes Eigenes‹ imaginiert wurde. Dazu mag auch beigetragen haben, dass die Region im deutschsprachigen Diskurs noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (und darüber hinaus) mit dem Etikett der *terra incognita* versehen wurde, angeblich noch unbekannter als manche Gegenden Afrikas oder Amerikas. Einhergehend mit der zunehmenden Erschließung des Landes, an der deutsche und österreichische Wissenschaftler maßgeblich beteiligt waren, prägte

eine kolonialistische Attitüde den Mazedoniendiskurs, die während der deutschen Besatzung des seit den Balkankriegen serbischen ›Vardar-Mazedoniens‹ im Ersten Weltkrieg ihren Höhepunkt und auch ihre zeitweilige Erfüllung fand, was sich mit dem von Todorova für den ›Balkan‹ geprägten Begriff »semikolonial« nicht mehr ausreichend bezeichnen lässt (vgl. Fuhrmann 2006). Die ›mazedonische Front‹, an der während des Ersten Weltkriegs über Jahre hinweg deutsche Soldaten in einem festgefahrenen Grabenkrieg eingesetzt waren, hat noch einen anderen spezifischen Mazedoniendiskurs ausgebildet, der in einer Reihe von Frontromanen ideologische und auch territoriale Ansprüche auf das Land erhebt. Begründet werden diese mit den erbrachten ›Opfern‹, insbesondere den zahlreichen deutschen Toten, die in Mazedonien geblieben sind und es buchstäblich ›besetzt halten‹. Damit wird das Land auf eine radikale Weise vereinnahmt, die eine Entsprechung darin findet, wie in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg der deutsche ›Heroismusdiskurs‹ hinsichtlich des ›mazedonischen Freiheitskampfes‹ gegen die serbische Besatzungspolitik in ›Vardar-Mazedonien‹ auf die Spitze getrieben wird, indem die ›mazedonischen Freiheitskämpfer‹ zu Nachfahren der ›Germanen‹ stilisiert werden. Diese Phase, in der die ›Mazedonier‹ – allerdings insbesondere im politisch rechten Spektrum – ausgesprochen positiv konnotiert werden (vgl. Troebst 2007d), ist jedoch temporal begrenzt, wenn sie auch etwa im Liedgut der Bündischen Jugend bis heute punktuell verankert bleibt. Hartnäckiger sind exotisierende und pejorierende Zuschreibungen. Seit dem Aufkommen der ›mazedonischen Frage‹ im ausgehenden 19. Jahrhundert hält sich außerdem der Streit um die ethnisch-nationale Zugehörigkeit der slawischen Mazedonier auch in deutschsprachigen Diskursen; wie eingangs aufgezeigt, bis heute.

Wie ›Mazedonien‹ als moderne südosteuropäische Region¹⁹ in deutschsprachigen Diskursen repräsentiert und produziert wird, ist bisher über den allgemeinen ›Balkanismus‹-Ansatz hinaus kaum noch wissenschaftlich untersucht worden. Eine Ausnahme bildet lediglich der Osteuropahistoriker Stefan Troebst, der unter dem Schlagwort »Macedonia heroica« das »Makedonier-Bild der Weimarer Republik« (Troebst 2007d) analysiert hat, woraus die vorliegende Arbeit wertvolle Anregungen gewinnen konnte. Diese Forschungslücke soll im Folgenden geschlossen werden, indem erstmals eine umfassende Untersuchung der Mazedonienimaginationen (im Sinne von Gregorys *imagined geographies*) in der deutschsprachigen Literatur unternommen wird: von der Herausbildung dieser Region auf den *mental maps* im deutschen Sprachraum bis heute.²⁰ Die Beschränkung auf deutsch-

19 Das gleichnamige antike Reich spielt zwar immer wieder auch in moderne Mazedonien-Diskurse hinein, bildet hier darüber hinaus aber nicht den Gegenstand der Betrachtung.

20 Dass dabei dem wörtlichen Zitat eine bedeutende Rolle zukommt, röhrt zum einen daher, dass die verwendete, häufig nicht leicht zugängliche Literatur plastisch vermittelt werden soll. Zum anderen lässt sich Kurt Sontheimer nur zustimmen, der in der Einleitung seiner Untersuchung zu antidemokratischem Denken in der Weimarer Republik festhält: »Ich habe in dieser Arbeit

sprachige Diskurse soll indes nicht implizieren, dass diese vollkommen unabhängig von etwa französischen oder englischen Diskursen gedacht werden könnten. Es geht nicht um die Perspektive einer vermeintlich homogenen ›Nationalliteratur‹, wie sie in der literaturwissenschaftlichen Imagologie häufig eingenommen wurde (vgl. etwa Florack 2002), genausowenig wie es um die Herausarbeitung des ›Mazedonienbildes‹ in der deutschsprachigen Literatur gehen kann. Die Einschränkung ist eher ein Hilfsmittel, um den Umfang des untersuchten Materials sinnvoll begrenzen zu können, zumal durchaus davon ausgegangen werden kann, dass der deutschsprachige Diskurs – wie oben gezeigt – einige Spezifika im Hinblick auf seine Projektionen des mazedonischen Raums aufweist, so wie es Boris Previšić auch für den ›Balkanismus‹ postuliert:

»Den unvoreingenommenen Blick auf den Balkan gibt es nicht; er ist immer an die eigenen Machtinteressen gebunden. Zwar gibt es kaum eine Region, die so sehr zur europäischen Projektionsfläche degradiert wurde und immer noch wird. Doch gerade an den inhaltlichen Differenzen zeigt sich, mit welchen internen Unterschieden Europa sein imaginatives Kapital veräußert.« (Previšić 2014: 27)

Inhaltliche Differenzen gibt es auch innerhalb der Veräußerungen des deutschsprachigen imaginativen Kapitals zu Mazedonien, es wird als Kolonie und Kriegsgebiet, als vollkommen Fremdes und vertrautes Eigenes, als liminaler Raum für maskuline Abenteuer und für erotische Eskapaden, als männerbündische Domäne und von weiblicher Sexualität aufgeladener ›Orient‹, als fruchtbare Land und lebensfeindliche Einöde entworfen. Eines aber bleibt beinahe allen Imaginationen bis heute eingeschrieben: Die deutschsprachigen Protagonisten und mit ihnen die deutschsprachigen Leser können getrost die Nase oben halten – sie werden ihrer vermeintlichen Superiorität implizit oder ganz explizit immer wieder versichert.

bewußt dem wörtlichen Zitat relativ großen Raum eingeräumt. Nur im wörtlichen Sinn ist das Geschriebene ganz, was es einmal war, und nur so ist das zuweilen unglaublich Scheinende glaubhaft.« (Sontheimer 1962: 19)